

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 59 (1979)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Haselanten und Fischesser : Betrachtungen und Anmerkung zur Sprache Gottfried Kellers  
**Autor:** Bänziger, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-163559>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Haselanten und Fischesser

*Betrachtungen und Anmerkung zur Sprache Gottfried Kellers*

Gewisse einheimische Besonderheiten werden uns im Ausland besser bewusst. So machte mich eine Bryn Mawr Studentin auf stilistische Eigenarten Gottfried Kellers, dessen Werk mir seit langem vertraut schien, aufs anregendste aufmerksam. Sie meinte, nach der Lektüre wichtiger Dichtungen Lessings, Goethes, Schillers, Kleists, Kafkas und schliesslich Kellers, in seinen Erzählungen seien ihr gewisse Eigenarten, ja Absonderlichkeiten der deutschen Sprache am raschesten und schönsten klar geworden. Es sei hinter seinen luziden Sätzen viel Geheimnisvolles, Dunkles zu spüren. Das seien keine Mystifikationen per se, sondern man werde sich des Hintergründigen, Unausgesprochenen oft durch die Ambivalenz einzelner Vokabeln und durch den besonderen Sprachton bewusst.

Gottfried Kellers Prosa ist wirklich schwer zu charakterisieren. Sie tönt einerseits sehr ausgeglichen, anderseits unausgeglichen in einer Weise, die sich nicht leicht erklären lässt. Schwer auch zu erklären, wie sie – bei aller Volkstümlichkeit – Männer wie Nietzsche zu begeistern vermochte. Um das Wunderbare und Verwunderliche seines Stils etwas besser zu verstehen, wähle ich zwei ganz verschiedenartige Beispiele als Ausgangspunkt: 1. einige Sätze aus dem Spätwerk, den *Sieben Legenden*, in denen sich der «Realist» (und «Materialist»?) mit geistlichen Dingen beschäftigte, die ihm selber als «schwebende Gebilde» vorkamen; 2. einige Sätze aus einer Seldwylergeschichte, die thematisch alle Voraussetzungen einer eindeutigen Wiedergabe der sogenannten Wirklichkeit besitzen und die Elemente der Hintergründigkeit deshalb schwerer erkennen lassen.

In der zweiten der *Sieben Legenden* «Die Jungfrau und der Teufel» wird erzählt, wie der Böse die heilige Maria zu verführen versucht. Nachtigallen, Hain und Heide, rosige Wolken – Pendants zu jenen schwebenden Dingen, von denen Keller im Vorwort schreibt – sollen die Frau in die rechte Stimmung bringen. Beinahe gelingt es. Erzählt wird im Stil des sogenannten poetischen Realismus, der so viele meisterhafte Novellen Kel-

lers, aber auch seiner Zeitgenossen, mitbestimmt. Mit vornehmer Knappheit, wie angedeutet, und ausgewähltem Vokabular und vermutlich ein bisschen in Erinnerung an Goethes Satzrhythmus werden die Geschehnisse dargeboten. Der weiter unten zitierte Ausdruck Haselanten gehört dazu wie die lateinischen Brocken, die Keller des öfters einzustreuen liebt, obgleich er keinen Lateinunterricht gehabt hatte. Er beherrscht sein Handwerk, kann sogar mit seiner Kunstfertigkeit ausnahmsweise renommieren («Brandolf, ein junger Rechtsgelehrter, eilte die Treppe [...] empor» – ein in den Worten des Autors höchstpersönlicher Beleg dafür, «wie ein gezielter Novellist sein Stücklein in Szene setzt»<sup>1</sup>). Doch ganz vornehm-zurückhaltend geht's dann doch nicht immer weiter. Am geeigneten Ort, fährt der Chronist der sieben Legenden fort, hielt der Teufel an,

sprang vom Pferde und half der Dame mit den Gebärden eines vollkommenen Ritters aus dem Sattel. Kaum berührte ihr Fuss die Heide, so entsprous rings um das Paar ein mannshoher Rosengarten mit einem herrlichen Brunnen und Ruhesitz, über welchem ein Sternenhimmel funkelte, so hell, dass man bei seinem Lichte hätte lesen können (10, 217).

In der folgenden Information über den Brunnen mit der Marmorgruppe schöner Nymphen mischt sich der Erzähler durch die Bemerkung «wie man heutzutage lebende Bilder macht», wieder ein, in der endgültigen Fassung nicht ganz so aufdringlich allerdings wie im früheren Zusatz «zum Beweis, dass diese verdächtige [Kunst und] Sitte schon älteren Herkommens ist» (10, 365).

Man kann über solche Stellen nicht flüchtig hinweglesen, sondern wird zur Achtsamkeit gleichsam gezwungen. Kleine Überraschungseffekte halten unser Vorstellungsvermögen wach. Nach dem Eigenschaftswort «mannshoch» erwarten wenige Leser das Bild von einem schönen Rosengarten, nach dem Hinweis auf den funkelnden Sternenhimmel wenige den auf die Möglichkeit der Lektüre. In Büchern oder gar Zeitungen blättern passt keineswegs zu dieser erotisch-legendären Stimmung. Gewiss, im Werk Heinrich Heines hatte Keller solche und ähnliche Ernüchterungskünste (als «romantische Ironie») schon früh kennengelernt. Ist aber bei den vorliegenden Verfremdungsversuchen nicht mehr Treuherzigkeit zu konstatieren?

Es sind Überraschungsmomente, wie sie einige der berühmten Metaphern und Vergleiche enthalten; sie haben Fontane und andere veranlasst, von einem speziellen «Keller-Ton» zu sprechen. Wendungen wie die oben angeführten von der Sternennacht, in der man hätte lesen können, wie die vom Brunnen mit der Marmorgruppe gleichsam lebender Bilder, Meta-

phern wie im «Pankraz» von der Seele, die ihre Nase rümpft, Vergleiche wie die für die Freude Justines im «Verlorenen Lachen», ihren Jukundus im Vaterhaus mit Vorsorge einzwickeln «wie ein zerbrechliches Glasmännchen» usw. usw. erheischen beim Lesen mehr Phantasie als die stereotypen der Umgangssprache. Echte Vergleiche sind Zeugnisse dafür, dass «die Kraft der Weisheit» mit dem «wüsten Durcheinander des Lebens» zu spielen vermag (so Hofmannsthal) oder, in den Worten des Fachgelehrten, für die Möglichkeit, «die Polarität von Erzähler und Erzähltem spürbar zu machen, das Objektive-Inhaltliche in ein doppeltes Licht zu rücken»<sup>2</sup>.

**Das zweite Beispiel:**

Auf einem stillen Seitenplätzchen, nahe an der Stadtmauer, lebte die Witwe eines Seldwylers, der schon lange fertig geworden und unter dem Boden lag. Dieser war keiner von den schlimmsten gewesen, vielmehr fühlte er eine so starke Sehnsucht, ein ordentlicher und fester Mann zu sein, dass ihn der herrschende Ton, dem er als junger Mensch nicht entgehen konnte, angriff, und als seine Glanzzeit vorübergegangen und er der Sitte gemäss abtreten musste von dem Schauplatz der Taten, da erschien ihm alles wie ein wüster Traum und wie ein Betrug um das Leben, und er bekam davon die Auszehrung und starb unverweilt (7, 9).

So beginnt die Geschichte von Pankraz, jene immer noch selten kommentierte, relativ unpopuläre Novelle, die aber Keller bestimmt nicht von ungefähr an den Anfang der zwei Seldwylerbände gesetzt hat. Satzbau und Gehalt wirken, nimmt man alles nur in allem, wieder ziemlich konventionell. Es handelt sich um einen Reifeprozess wie in vielen Geschichten der Goethezeit. Da wird nichts montiert, die Natur macht noch keine Sprünge; wir folgen der Entwicklung des naiven Knaben zur Selbständigkeit Schritt für Schritt. Vater und Mutter werden, wie es sich bei der Darstellung eines organischen Bildungsprozesses ziemt, zu Beginn vorgestellt. Nur dass die Erklärungen zum Schicksal des Vaters im Vergleich zur Mutter recht lakonisch ausfallen: er ist schon lange fertig geworden und liegt nun unter dem Boden; «unverweilt» war er gestorben. Fertig wird man gemäss gewöhnlichem Sprachgebrauch mit einer Arbeit oder einer Aufgabe; als Ausdruck der Altersschwäche oder des gesellschaftlichen Versagens schockiert er. Entlarvt der ernüchternde Ausdruck die ausgesprochen materialistische Gesinnung der Seldwyler? Belegt er im Detail die neuerdings (durch Adolf Muschg, Hans Meier u. a.) hervorgehobene Gesellschaftskritik Kellers?

«Unverweilt», ein von Keller oft mit sichtlichem Vergnügen verwende-

tes seltenes Adverb<sup>3</sup>, besitzt in diesem Zusammenhang eine analoge qualitative Funktion wie die Wendung vom fertig gewordenen Vater. Es erinnert an das besinnliche «verweilen» (am Rande vielleicht an Fausts Formulierung «Verweile doch»); die Negation davon – im Adverb – ergibt einen ganz anderen Sinn als «plötzlich», sofern man das irrational Fassbare in der Sinngebung mitberücksichtigt.

Kellers Sprache enthält mannigfaltige Disharmonien, spielerische Freude am Vielschichtigen, ja an Detail-Mystifikationen. Lesen wir zum Vergleich den Novellenanfang des Zeitgenossen Theodor Storm. In «Die Söhne des Senators» werden zwar grossbürgerliche Verhältnisse Norddeutschlands dargestellt. Der Charakter der Schauplätze – es sind in beiden Fällen Kleinstädte des letzten Jahrhunderts – und das Gewicht, das dem Herkommen zufällt, rechtfertigen indessen den Vergleich.

Der nun längst vergessene alte Senator Christian Albrecht Jovers, dessen Sarg bei Beginn dieser einfachen Geschichte schon vor mehreren Jahren die stille Gesellschaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten grösseren Kaufherren unserer Küstenstadt gewesen. Ausser seiner Witwe, der von Klein und Gross geliebten Frau Senatorin, hatte er zwei Söhne hinterlassen, von denen er den ältesten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor seinem Tode als Kompagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am selben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeschäft erworben war.

Der gleiche sachlich-zurückhaltende Tonfall, den Thomas Mann so geschätzt hat, findet sich auch in Erzählungen Storms, die von Kleinbürgern handeln. Hier wie dort stossen wir allenfalls auf das Triviale streifende Wendungen wie «die stille Gesellschaft der Familiengruft», dafür aber auf keine verzwickten Zusammensetzungen wie «unverweilt» (etwas anderes als die altmodischen Wendungen, mit deren Hilfe Storm, z. B. in der «Renate», für Patina sorgt) oder Stimmungskontraste wie Schäferstündchen auf wohlduftendem Heideboden/Möglichkeit zu lesen. Wir vermuten auch nie ein lustiges Augenzwinkern des Autors angesichts scheinbar ernsthaft vorgetragener Formulierungen. Kellers Humor ist schon in den einzelnen Vokabeln zu finden. Darüber in den Abschnitten über Haselanten und Fischesser mehr.

Der Frage, inwiefern sein Humor nicht zuletzt sprachbedingt sei, ja sogar mit der Divergenz Mundart-Schriftsprache zusammenhänge, werden wir wohl am ehesten auf Umwegen gerecht. Die Forschung hat sich bisher darüber wenig Gedanken gemacht<sup>4</sup>. Ich gehe darum von einem Dichter und einem kongenialen Zeitgenossen aus. Carl Spitteler, Basler und Welt-

mann, Nobelpreisträger, viel weniger populär als Keller, hat aus der Gelegenposition heraus einige von dessen Stilmerkmalen besser beschrieben als Geistesverwandte. In der Rede zum hundertsten Geburtstag hat er die «Deutschdeutschen» davor gewarnt, ihn für ihre Propaganda zu benützen, weil er nur Deutsch beherrscht habe. Natürlich müssten wir präzisieren: Keller konnte Schriftdeutsch und Dialekt, Hochsprache und Mundart. Die Sprache unserer Gerichte, Festreden und die, die seine Mutter sprach. Die Tatsache, dass Keller, wegen der frühen Entlassung aus der Schule und weil er sich nie in Frankreich oder sonstwo im anderssprachigen Ausland aufhielt, keine Fremdsprache wirklich beherrschte, nur sporadisch in Briefen und Dichtungen seine Kenntnisse, z. B. im Französischen, zeigte, ist heute zu betonen. Im jetzigen Trend zum Polyglotten – besonders die Deutschsprechenden meinen in dieser Hinsicht allerlei nachholen zu müssen – kann man sich eine «Einsprachigkeit» wie die Kellers kaum mehr vorstellen. Doch zurück zu Carl Spittelers Gedanken: «Der echte, der poetische Humor», sagt er in der Geburtstagsrede, «ist ein würdiges Blümlein, das in Ruinen wächst. Es setzt eine Enttäuschung oder Entzagung oder einen Verzicht voraus. [...] Die Humoristen schreiben Prosa: Don Quichotte, Jean Paul, Keller, Raabe. Humor ist die Poesie der Prosa. Prosa aber bedeutet einen Verzicht. Bei Keller tritt der Humor besonders stark in Tätigkeit, weil bei ihm der Gegensatz zwischen poetischer Seele und realistischem Vorwurf extrem ist.»

Friedrich Theodor Vischer, der Zeitgenosse und Ästhetiker, kommt dem Sachverhalt ebenfalls durch bildliche Umschreibung nahe. In einer Studie in der «Augsburger Allgemeinen Zeitung» 1874 meldet er zwar seine Vorbehalte zum Dilemma des Autobiographischen im «Grünen Heinrich» an, ist aber des Lobes voll für den gesunden, niemals modischen Stil Kellers. Gottlob feile und glätte er nicht zu viel. «Es kommt auf ein paar Nachlässigkeiten, Härten, auf ein Wärzchen nicht an, wenn nur der Satz rote Backen hat.» Ob der Humor des Zürchers mit solchen Wärzchen, der gleichsam prosaischen Oberfläche der Syntax, der sprachlich ungewöhnlichen Situation des Autors zusammenhängen könnte? Ich wiederhole: Keller sprach Zürichdeutsch und schrieb Hochdeutsch. Mit anderen Worten: er verfügte sowohl über die lebensvollen, kräftigen Vokabeln der Alltagssprache wie über die (gemäß Roman Ingarden) leblosen, toten der sachbedingten Kommunikationsbasis. Theorie und Praxis blieben für ihn auch sprachlich natürliche Gegensätze.

Es gibt in seinem Stil manch dunkles Geheimnis. Im Bild ausgedrückt (bezogen auf Figura Leu, die ihre Schwermut überspielt: 9, 182): «[...] ihre Augen, in denen die Witze auf dem Grunde lagen, glichen [...] einem bläulichen Wasser, in welchem die Silberfischchen unsichtbar sich unten

halten und höchstens einmal emporschnellen, wenn etwa eine Mücke zu nahe an den Spiegel streift.»

In Briefen vor allem hat er sich gegen den zur Zeit von Reuter und Hebel mancherorts modischen literarischen Lokalpatriotismus gewehrt, in einem Brief an Storm z. B. vom 13. August 1878 über das Barbarische solcher «Erbauung», über «Nasenkünstler» und «Quabbler», die die Hochsprache alle Augenblicke im Stiche liessen, tüchtig geschimpft; man solle «die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können». Keller *wollte* das Allgemeinverbindliche, *glaubte* an eine Sprache der Gebildeten. Dass seine Sprache trotzdem sehr schweizerisch bestimmt ist, hat man schon öfters nachgewiesen. Wörter wie Frauenzimmer, Tochtermann, Verben wie studieren im Sinne von nachdenken, laufen im Sinne von gehen, Gebrauch der bestimmten Artikel bei Eigennamen (der Hansli Gyr) sind nicht selten, Diminutive häufiger als üblich. Dabei liegt in der Vielschichtigkeit keine Methode wie bei Gotthelf; bald braucht Keller ein Dialektwort bewusst, bald unbewusst. Er bewegt sich im eigentlichsten Sinne zwischen Vater- und Muttersprache: sein früh verstorbener Vater hat, im Unterschied zur gut zürcherischen Mutter, hochdeutsch gesprochen, zum mindesten nach der Heimkehr aus der fünf Jahre langen Handwerksburschen-Wanderschaft. So hat seine Sprache einen natürlichen Reiz gewonnen, wie ihn die angeblichen Meister des Stils nie gewinnen. Die Wechselwirkung zwischen Ideal und Wirklichkeit – die sich im politischen Bereich in einer Art Doppelbürgertum (Schweiz und Deutschland, Lebensraum und Kulturraum, Vaterland und Heimat...) manifestierte – ist sicher besonders lebendig geblieben, weil sein Sprachraum eng war.

Walter Henzen hat einmal gesagt, es liege in der Natur der Sache, dass «die kräftigere Mundart der an der Norm erblassenden Schriftsprache chronisch unter die Arme» greife. Und nach den allgemeinen Unterscheidungen zwischen den Begriffen Gemeinsprache, Volkssprache, Schriftsprache, Hochsprache, Dialekt, Mundart, auf die ich hier nicht eingeho, stellt er für den besonderen Fall Keller fest, äusserlich erkenne man in bezug auf Lautstand und Flexion keine Helvetismen, was aber die innere Form angehe, namentlich Wortstellung und Satzbau, spüre man den Charakter der ihm angeborenen Volkssprache, und gibt sodann Beispiele für zwiespältige Stellen, «von denen man nicht sagen kann, ob bei ihnen dem Dichter ihre mundartliche Seele bewusst war oder nicht». Die Übereinstimmung in den Meinungsäusserungen zu dieser komplizierten Sprachstruktur ist eklatant. In der späteren Untersuchung von Stephan Kaiser werden Henzens Beobachtungen bestätigt, darüber hinaus aber wird noch festgehalten, dass Keller sich nie über den Gebrauch der Provinzialismen äusserte<sup>5</sup>. Er hat sie wohl theoretisch nie ganz bewältigt, dürfen wir bei-

fügen – ähnlich wie er vielleicht Kleinheit und Grösse von Vaterland und Heimat theoretisch nie ganz bewältigte. (Soweit könnte man wohl dem «Entnationalisierungsversuch» Adolf Muschgs beistimmen.)

\*

Ich glaube, dass wir die allgemeine Betrachtung zu sprachlichen Eigenarten durch Beobachtungen an einem Wort («Fischesser») und dem entsprechenden Bild in einem zu differenzieren vermögen. Der Ausdruck scheint konventionell; das Bild ist geistesgeschichtlich an sich hochinteressant, wenigstens zur einen Hälfte, erhält aber bei Keller einen neuen Sinn – ganz ausserhalb der vielen Gebildeten vertrauten Bedeutungssphäre Bibel oder Freud.

Wir müssen uns noch einmal in die Lage des schmollsüchtigen Pankratius zurückversetzen. In der Fremde denkt er – er ist nun nicht mehr verwöhnt wie früher, kein Muttersöhnchen mehr und kleiner Kartoffelbreigourmand – an die Heimkehr: «[...] ich gedachte [...] etwas Besseres nach Seldwyla zu bringen, als wenn ich eine Million dahin brächte, und malte mir schon aus, wie ich die Haselanten und Fischesser da anfahren wollte, wenn sie mir über den Weg liefen» (7, 34).

Der heutige Leser versteht nicht recht, gegen wen sich nach der Heimkehr sein Zorn richten wird. Jonas Fränkel erklärt im Anhang «Haselant» als Prahler und meint, das Wort stamme aus dem Schweizerdeutschen, komme aber auch bei Jean Paul vor. Im Grimmschen Wörterbuch finden wir nur das Verb «haselieren» in der Bedeutung «sich geckenhaft, töricht benehmen» und die Vermutung, es hänge entweder mit französisch «harceler» (quälen) oder mit «Hase» zusammen. Im Schweizerischen Idiotikon wird das Verb in zahlreichen ähnlichen Bedeutungen als in der Schweiz heimisch bezeichnet und ein etymologischer Zusammenhang mit Hasel-Weissfisch vermutet. Für den Ausdruck «Fischesser» sind die philologischen Hilfsmittel unergiebig.

Bezeichnenderweise äussern sich über die pejorative Bedeutung weder Jonas Fränkel noch andere Kommentatoren<sup>6</sup>. Keller hat hier ähnlich eigenwillig einen Nebensinn erfunden wie andernorts neue Wörter und Wendungen, z. B. «Sandführer», «ein schönes Stück Weiberfleisch», Osterhasen aufjagende Schwerenöter; sie prägen sich stärker ein als die konventionellen Redensarten wie «stumm (oder munter) wie ein Fisch», die Keller natürlich auch kennt, und sind grundverschieden von den modischen oder gesuchten Sprachprodukten des Massenmedienzeitalters («hautnah», «kühlprickelnd», «Weekend-Plausch»), die nach kurzer Zeit

banal wirken. «Fischesser» muss hier, folgern wir aus dem Zusammenhang, ungefähr die Bedeutung Phäake oder Gourmet haben. Doch wie das? Läsen wir den Ausdruck bei Gotthelf aus Lützelflüh, wäre die Assoziation Fisch = Luxusessen ohne weiteres verständlich. Bei Keller dagegen, der meist in der Nähe des Zürichsees gewohnt hat, wirkt die Vorstellungsverknüpfung recht sonderbar. Auch wenn wir uns der kauzigen Reaktion auf die wohlgemeinten Heringsgeschenke des norddeutschen Freundes Petersen erinnern. An ihn schrieb Keller des öfteren recht sarkastisch über die Geschenke, am 28. Dezember 1877 z. B. als Antwort auf die Anfrage an die Adresse des mit Kieler Sprotten offenbar nicht so Vertrauten:

Die zweite Hälfte Ihrer Sprotten war wirklich mit dichten und warmen, grauen und grünen Pelzröcklein bekleidet, als ich sie auf den Plan marschieren liess. Was Teufel haben Sie gedacht? Ich soll an einem Tage eine Million fressen? Ich glaubte mit Recht, wie jeder haushälterische Mensch, die Bestien seien konservierlich. Nun, es ist ihnen jetzt ebenso wohl; zwei Krähen, welche in der Nähe des Hauses nisten, haben wie die Götter davon gelebt und machten dabei immer *quá quá*, besonders als der Spass zu Ende war.

Ist das die Reaktion des typischen Binnenländers? Der Dichter hat oft Wald und Feld gepriesen, nie Meeresstürme und die Gewalt der Ströme. Wenn seine Vorstellungskraft schon einmal in jene Richtung geht, dann am ehesten in die übernommener romantischer Symbolik («Ich singe oft vom wilden Meer und hab es nie geschaut»).

Seldwyla ist, wer weiss das nicht, eine gute halbe Stunde von einem schiffbaren Flusse «angepflanzt». Die schönsten und innigsten Szenen – man denke an die Liebesszenen zwischen Gritli und Wilhelm in den «Missbrauchten Liebesbriefen», an die Versöhnung des entzweiten Ehepaars im «Verlorenen Lachen» oder Reinhart und Lucies Spaziergang unter Eichen und Buchen – finden in Hainen und Wäldern statt; das Stelldichein Karl–Hermine auf dem See ist leichtfertig-fröhlicher, näher dem Niveau der Trivialliteratur. Im ganzen verkörpert der Wald Kraft und gesunde Unabhängigkeit; sittliche Verfehlungen im Wald («Waldfrevel», 1, 106) oder Ausbeutung des Waldes wie die «Baumschlächterei» Jukundi Meyenthal (8, 333) oder Isidor Weidelichs (12, 252) sind Versündigungen schlimmster Art. Im allgemeinen wirkt die Atmosphäre seiner Dichtungen kontinental, der Humor trocken. Die kräftigen Landesgenossen messen sich gern in der Schiesskunst, und Uniformen und harmlose Kriegsleute spielen eine wichtige Rolle (was von psychoanalysierenden oder extrem

progressiven Interpreten übersehen oder verzerrt ausgelegt wird). In Wald und Feld, zu Stadt und Land erleben wir das fröhliche Treiben oder die Missgeschicke von Menschen, die offen das Ihre begehrn.

Wenn man irgenwo in guter Gesellschaft zum Gastmahl zusammenkommt, verzehrt man gewöhnlich Gemüse und Fleisch, dabei allenfalls Wildbret, Brot und Wein. Buz Falätscher, der Narr auf Manegg, ein vom Dichter mit sichtlicher Sympathie dargestellter armer kleiner Phantast, fängt keine Fische, obgleich es für ihn in seiner Lebenslage sehr nahe läge, und die fröhliche Gesellschaft auf Schloss Greifensee kommt nur zu Suppe und Wein (9, 265), obgleich der Greifensee sicher Forellen oder ähnliche Leckerbissen enthalten hätte. Der Lebensraum von Kellers Gestalten ist meist ländlich.

«Arm in Arm und Kron an Krone steht der Eichenwald verschlungen» (1, 53) wie die Schar der ihr Vaterland Liebenden, und Karl Hediger darf die Vereinsmitglieder der Sieben Aufrechten als seltsam mobilisierbare Stämme loben: «[...] es ist ungezeichnetes Stammholz aus dem Waldesdickicht der Nation, das jetzt für einen Augenblick vor den Wald heraus tritt an die Sonne des Vaterlandstages, um gleich wieder zurückzutreten und mitzurauschen und -zubrausen mit den tausend andern Kronen in der heimeligen Waldnacht des Volkes» (10, 70). Neben den Aufrechten gibt es aber auch die fröhlichen Ausbeuter, und im ersten Seldwylerband scheint der Verfasser ihnen ihre Tugendlosigkeit nicht allzu sehr zu verargen, erwähnt er doch in der Einleitung die Vorteile des trefflichen Schuldenverkehrs als Grundlage für all die Herrlichkeit des Ländchens (7, 2). Einige Seldwyler ziehen es aber vor, heisst es weiter in der Einleitung, in fremden Armeen ihr Glück zu versuchen, andere wieder, und damit kommen wir auf unsere Wortbedeutungsfrage zurück, zeichnen sich dadurch aus, «dass sie sehr geschickt Fische zu essen verstehen, in Australien, in Kalifornien, in Texas wie in Paris oder Konstantinopel».

Fischesser sind hier, müssen wir die oben gegebene Übersetzung (Phäake, Gourmet) ergänzen, entwurzelte Lebensgeniesser. Oder gar Nichtsnutze, die nicht wissen, «wie das Brot wächst» (10, 29).

Fischer, Fische und Fischgerichte, seit Jahrhunderten voller Symbolik<sup>7</sup>, geraten bei Keller offenbar in ein neues Wertungssystem. (Auch die Wortbildung ist neuartig. Das an sich schon selten gebrauchte Grundwort «Esser» wird, in Analogie wohl zu «Fleischfresser» an sich sehr leicht verständlich mit dem Bestimmungswort verbunden. Neben der intentionalen Gegenständlichkeit, würde Roman Ingarden sagen, spielt die potentielle Bedeutung eine Rolle.) Trotzdem ist natürlich auch bei Keller die altherwürdige Überlieferung noch lebendig, und man ahnt in vielen seiner Schilderungen etwas von der Poesie des Fischereiwesens.

Die erste Fassung des *Grünen Heinrich* beginnt mit einer begeisterten Schilderung von Zürich und seiner Umgebung. Zwischen reizenden Landhäusern, Dörfern und Weinbergen fährt man flussabwärts, «die Obstbäume hängen ins Wasser, zwischen den Stämmen sind Fischernetze ausgespannt» (16, 7), und wie der junge Künstler die Schweiz verlässt, sieht er am Rhein die Welt sehr romantisch: «Einen jungen Fischer, der singend in seinem Kahn sass, bewog er, ein wenig stromaufwärts zu fahren» (14, 40). Solche Stellen fehlen in der zweiten Fassung. In beiden Fassungen dagegen wird der Besuch beim Schulmeister und dessen Tochter Anna fast gleich dargestellt. Die Besucher sehen schon auf dem Weg eine schimmernde Forelle, «welche mit ihrer Schnauze ängstlich an den abschliessenden Steinen herumtastete», und die Vettern machen, während sich Heinrich mit dem Lehrer über Malerei unterhält, im «stillen dunkelblauen, mit Silber besprengten See» (3, 238) genug Beute, dass am Abend ein köstliches Fischgericht aufgetischt werden kann.

Zur Idylle am See passt die Mahlzeit. Als eine natürliche Fastenspeise sogar? Volkskundler wissen, dass von den strengen Fastengeboten der Klöster der Brauch, am Freitag Fische zu essen, ebenfalls in protestantischen Gebieten heimisch wurde. Von all den Lebenserfahrungen des jungen Heinrich ist bestimmt die mit Anna und deren Familie am ehesten religiös-romantisch gefärbt. Seine Liebe zu Anna ist ätherischer und «fliesender» als die für Judith. Die Bilder hier überzeugen und stimmen ernsthaft – im Unterschied zum Beispiel zu einem Klischee in der Erzählung «Die Berlocken» von guten Wilden in Amerika; da kochen Indianer Fische und sitzen «ernst im Kreise herum» (11, 333). Im Unterschied auch zur ironisch dargestellten Welt der *Sieben Legenden* (mitsamt der Forellen fischenden Mutter Zendelwalds: 10, 223).

In der gleichen Jugendgeschichte Heinrichs stossen wir nun aber auch auf eine Szene, die uns am besten erklärt (auch wenn sie nicht Kellers eigenste Erfahrungen spiegelte), warum der zur Diskussion stehende Ausdruck in diesem Œuvre pejorative Bedeutung bekommen hat. Beim Mittagessen im Hause des wohlhabenden Oheims wird mit der eben aus dem Welschland zurückgekehrten Anna französisch parliert. Man besitzt hier Kultur und Land – auf währschaftere Art natürlich als jener Inhaber eines Steinbruchs Herr Amrein, der seiner Sache nicht recht gewachsen war (und stets «eine ansehnliche Menge Fleisch, Fische und Wein verzehren musste: 7, 191). Der kleine Träumer fühlt sich manchmal recht unbehaglich.

Wer nicht rasch und reinlich einen Fisch verzehren oder die Knöchelchen eines Vogels zu zerlegen wusste, hatte für den Spott nicht zu sor-

gen. Bei der Mutter an die einfachste Lebensweise gewöhnt, war meine Gewandtheit in Fisch- und Vogelessen nur gering und ich sah mich daher am meisten den Witzen der Tischgenossen ausgesetzt (4, 98 f.).

Es passiert Heinrich ein Lapsus nach dem andern, und er präsentiert «manchmal den Schwanz eines Fisches, wo der Kopf gut war, und umgekehrt». So blamiert sich der Arme an der Tafel der Reichen. Schwieriger wird seine Situation in München. Dem alten schlauen Händler muss er seine Bilder verhökern. Ein seltsamer Kauz! «Besonders verstand er sich auf Fastenspeisen, welche er mehr aus Schleckerei als aus Frömmigkeit nie umging, und jeden Freitag gab es bei ihm entweder köstliche Fische, das heisst ziemlich bescheidene und wohlfeile Wassertiere, die er aber durch seine vielseitige Kunst zum höchsten Rang erhob», wird in der ersten Fassung recht ausführlich berichtet, und der Alte lässt ihn, als sich Heinrichs Stolz regt – nach dem demütigenden Gang durch die Stadt mit den letzten mit Liebe geschaffenen Bildern – einen Fischschwanz aufessen oder vielmehr die Brühe auftunken, «welches die Hauptsache sei». Diese Skurrilität und die damit zusammenhängenden Szenen fehlen in der zweiten Fassung.

Gleich dagegen sind (im Kapitel «Lob des Herkommens») in beiden Fassungen die Beziehung des Motivs auf die «Dame Restauration mit all ihren Schachteln und Kartons», auf Altväterlich-Überaltertes also: «Schatzige Wälder, Höhen und Täler mit den angenehmsten Freudenplätzen, ein fischreicher, klarer Fluss und die Wiederholung aller dieser guten Dinge in einer weiten, belebten Nachbarschaft, welche sogar noch mit einigen bewohnten Schlössern geziert war, zogen den einwohnenden Herrschaften eine Menge jagender, fischender, tanzender, singender, essender und trinkender Gäste aus der Stadt zu» (3, 5; vgl. 16, 71). So schmarotzen Besitzende auf dem Lande.

Misstrauenerweckend auch nimmt sich das Fischereiwesen in der Villa Isidor Weidelichs aus. Der Fischteich im Garten ist eines der zahlreichen Kennzeichen des Parvenüs. Während sein Bruder Vögel erlegt, ist der Lieblingssport Isidors das Angeln. Zwei traurige Gesellen mit einem üblen Schicksal; ihre Mutter hatte gut prahlen, sie habe die zwei rund und nett zur Welt gebracht «wie zwei Forellen». Traurig ebenfalls die paar Fischköpfe bei Salatblättern und Kuchen (9, 284) in der «Höhle der Unbescheidenheit», die Herr Jacques mit seiner Gattin in Rom besucht; sektiererisch-gotteslästerlich gar die Vorstellung Schneck von Agasuls von Gott («Er schwänzelt mit dem Fisch in der Tiefe des Wassers.» Sic: 10, 112). Harmlos wiederum, neben dem Jungvolk, die «Schar von bescheidenen Männchen, welche im Herrschaftsgebiet des Landvogts von Greifen-

see «ihre bürgerlichen Privilegien geniessend an stillen Wasserplätzen zu fischen wünschten und schon die Schachteln voll Regenwürmer in der Tasche führten» (9, 183; sie fragen die gestrenge Figura Leu um Erlaubnis, die Stadt zu verlassen). Scheinbar harmlos, vom Thema Humanität aus betrachtet aber doch relevant und von leicht zu übersehender Bedeutung, die Anspielung im *Sinngedicht* anlässlich Reinharts erstem Liebesexperiment mit der burschikosen Zöllnerstochter. Haar, Gesicht und Hände sind «feucht von dem frischen Quellwasser» (11, 7), und der verspottete frühere Bewerber, der aus Karrieresucht eine bucklige, einäugige Ratsherrentochter geheiratet hatte, war ein Fischerssohn. Hier wird das Tragikomische angedeutet.

Ausgeformt hingegen in «Romeo und Julia auf dem Dorfe», der Geschichte der zwei Ackerbauern und ihrer Kinder. Manz, der sich als Wirt noch vollends ruiniert hat, angelt, um wenigstens etwas zu essen zu haben und um die Zeit zu vertreiben, mit andern heruntergekommenen Seldwylern am nahegelegenen Fluss.

Bei günstigem Wetter, wenn die Fische gern anbissen, sah man sie dutzendweise hinauswandern mit Rute und Eimer, und wenn man an den Ufern des Flusses wandelte, hockte alle Spanne lang einer, der angelte, der eine in einem langen braunen Bürgerrock, die blossen Füsse im Wasser, der andere in einem spitzen blauen Frack auf einer alten Weide stehend, den alten Filz schief auf dem Ohr; weiterhin angelte gar einer im zerrissenen grobblumigen Schlafrock, da er keinen andern mehr besass, die lange Pfeife in der einen, die Rute in der anderen Hand, und wenn man um eine Krümmung des Flusses bog, stand ein alter kahlköpfiger Dickbauch faselnackt auf einem Stein und angelte; dieser hatte, trotz des Aufenthaltes am Wasser, so schwarze Füsse, dass man glaubte, er habe die Stiefel anbehalten (7, 115).

Die Gestalten gleichen Schatten der Unterwelt, die ihre Verdammnis zu gewärtigen haben; sind groteske Verkörperungen der Impotenz wie Moby, jener Gatte Nummer VII der Alten Dame, der in kompletter Fischausrüstung auftritt und im Konradsweilerwald von seiner Gemahlin zum Angeln geschickt wird. Miserables Bettelpack. (Der auf Geld und nur auf Geld erpichte Bettler im Gedicht «Der Taugenichts» [1851], der im Gegensatz zur Mutter keinen Sinn für den schönheitstrunkenen Sohn hat, wirft die Überreste des «sündengrauen Hechts» in den See. Der Fischesser hasst den kleinen Poeten.)

Ein schwacher Abglanz der Szene bei Seldwyla findet sich im *Martin Salander*. Der Konkursit Louis Wohlwend, der sich nicht mehr unter die

Leute wagt, sucht in einem kleinen Bach in der Nähe von Münsterburg nach Krebsen. Neben der offenen Botanisierbüchse liegen tote Forellen. Ein Fragment des ganzen Motivkomplexes schliesslich finden wir in der Schilderung von Litumleis Familienwappen (mit den halben goldenen Angeln). Nichts mehr ist von der romantisch-poetischen Sinnbildlichkeit des Gewerbes und dessen Nutzniessern geblieben.

Im Verlaufe der Erzählung von Vrenchen und Sali stossen wir noch zweimal auf das Bild vom Fisch – jetzt in der uralten Abgründigkeit, ohne die geringste gesellschaftskritische Färbung. Nach dem Streit der Väter geben sich Sali und Vrenchen «schnell die Hände, welche vom Wasser und von den Fischen feucht und kühl waren» (7, 121), und wie die beiden sich auf dem Heuschiff zum ersten Liebesfest und zum Tod führen lassen wollen, zappelt Vrenchen in den Armen Salis «wie ein Fisch»; sie erinnern sich des ersten Händedrucks: «Fische fingen wir damals, jetzt werden wir selber Fische sein und zwei schön grosse», meint das Mädchen (7, 185).

Eine psychoanalytische Auslegung solcher Stellen hätte nur dann eine Berechtigung, wenn das Auge für andere Bedeutungen nicht blind würde. Das ist aber leider häufig der Fall<sup>8</sup>. Bei Keller sind Fische eher Sozial- als Sexualsymbole. Schon die Tage- und Traumbücher geben uns in dieser Hinsicht interessante Winke. Dort lesen wir von einer Schlange, einer Katze, einem Adler und Weih, einem schönen Garten, von Blumenpoesie und leuchtenden Sternen – auch in der Vorstellung des Teiches in den «Reflexionen» kommen keine Fische vor (22, 330) – und wenn Schulz, der Freund aus Darmstadt, von einem Fisch-Traum erzählt, wird das von Keller als Zeichen der Phantasielosigkeit registriert (21, 21). Dafür finden wir schon Spuren von konfessionell-politischen Assoziationen: zum Kloster im geplanten mittelalterlichen Bild würde ein Fischteich passen (21, 55).

Fischfang und -mahlzeit bedeuten für Keller, den arm geborenen Sohn eines Handwerkers, weniger etwas psychologisch Abwegiges als klassenmässig Bedingtes und gesellschaftlich Fragwürdiges. Sogar konfessionell Misstrauenerweckendes? (Ich greife damit eine frühere Überlegung wieder auf.) Fischgerichte sind als Fastenspeise in katholischen Gegenden Tradition. Wenn sie bei vielen Protestanten am Freitag üblich geworden sind, ist das, rigoros beurteilt, so etwas wie ein Brauch aus zweiter Hand. Wir wissen, dass Keller in konfessionellen Angelegenheiten nicht mit sich spassen liess. Er, der Erzprotestant, bzw. Feuerbachschüler, hat sich in späteren Jahren gegen die Modeerscheinungen der Halbreligion und deren modernistische Schönrednereien ebenso heftig gewehrt wie früher gegen Pfaffen und Reaktionäre. Man denke an seinen Kampf gegen die

Reformtheologen und ihr Bild im «Verlorenen Lachen». In einem Gedicht «Im Meer» hatte er noch ein mit Bibeln beladenes Missionarsschiff zur Belustigung von Lurchen und Fischen – sogar der Leviathan ist dabei – in den Wellen untergehen lassen.

Blicken wir zurück. Herr Amrein, Isidor Weidelich, ausgewanderte Seldwyler-Hasselanten haben Freude an Fischgerichten, nicht dagegen Männer – ich kenne im ganzen Werk keine Frau mit der ausgesprochenen Lust an diesem ambitionierten Gericht – wie Martin Salander, kleine närrische Gesellen wie Heinrich oder Buz Falätscher. Oder Herr Reinhart. Ein solcher Glückspilz kann, wenn sich alles zum besten wendet, auf einen kindlichen Menschen stossen, und dann gehören Grossmut und Naivität wie zwei Taubenflügel zusammen. «Mit solchen Flügeln fliegen die Engel unter den Menschen», denkt der Freund von Lux (11, 372). Dann entsteht geistige Unabhängigkeit, die über die kleinen Dinge der Welt lächeln lässt, zum Beispiel über einen prahlerischen Fischesser.

Fischesser sind keine Romantiker – die weder Nahrungssorgen, noch verdorbene Mägen kennen. Muntere Fischlein in schönen Bächen und stillen Seen, worin sich abends die Sterne spiegeln, sind Motive einer Epoche gewesen, von der sich Keller sehr bald loszulösen versuchte. Eine schöne Reminiszenz findet sich in der Szene des «Grünen Heinrich» mit dem Schulmeister und Annas Verwandten; im See spielen Forellen, und zum Abendbrot gibt es ein Forellengericht. Welcher Kontrast zur Bettlerszene im Gedicht «Der Taugenichts» (sie stammt aus der gleichen Schaffenszeit)! Der Mann verschlingt einen sündengrauen Hecht, erbost, dass sein Sohn mehr Sinn für Poesie als Lebensnotwendigkeiten hat. Die Verschiedenartigkeit der Szenen entspricht dem Kontrast zwischen den Bildern der (weiblichen) Forelle und dem (männlichen) Hecht. Die prahlerischen Fischesser im Werk Kellers ähneln im ganzen eher dem Typus des Bettlers als der Schulmeistersippe. Aber der Dichter kennt beide Bereiche, und auch in der seltsamen Wortzusammensetzung ist etwas von jenem Spannungsfeld der in seinem Leben wichtigen Epochen, die man als Romantik und Realismus zu bezeichnen pflegt, lebendig geblieben.

In der besprochenen Vokabel und im entsprechenden Bild liegt etwas von jener «komischen Individuation», die Jean Paul in der «Vorschule der Ästhetik» beschreibt (§ 35). Seine Ausführungen mögen uns weiterhin davor behüten, Keller nur von alten oder neuen Theologen, von der Bibel oder von Freud aus verstehen zu wollen. «Wenn der Mensch», sagt Jean Paul, «wie die alte Theologie tat, aus der überirdischen Welt auf die irdische herunterschaut, so zieht diese klein und eitel dahin; wenn er mit der kleinen, wie der Humor tut, die unendliche ausmisst und verknüpft, so entsteht jenes Lachen, worin noch Schmerz und eine Grösse ist.»

<sup>1</sup> G. K.: *Sämtliche Werke*, hg. Jonas Fränkel & Carl Helbling. Hier Bd. 11, hg. C. Helbling, Bern 1945, S. 145. Zitate im folgenden mit Angabe von Band und Seitenzahl. – <sup>2</sup> Hofmannsthal: Unterhaltung über die Schriften von Gottfried Keller (1906). Dazu über die «Kraft, die allem, selbst [...] dem Gemischtesten noch eine Form gibt». Wolfg. Preisdanz: Humor als dichterische Einbildungskraft, München 1976, S. 328. – <sup>3</sup> In Wahrigs Wörterbuch der dt. Sprache und der 14. Aufl. des Rechtschreibbedrucks ist es nicht verzeichnet, auch nicht im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache 1976, wogegen es bei Grimm als Partizip erklärt wird und die 17. Auflage des Dudens das Wort wieder verzeichnet. – <sup>4</sup> Kein Wort darüber u. a. bei Hildegard Demeter: G. K.s Humor, Leipzig 1938; bei Oskar Walzel: G. K.s Humor, in *GRM* 18 (1930), S. 188–198; in der erwähnten Abhandlung von W. Preisdanz. – <sup>5</sup> Walter Henzen: *Schriftsprache und Mundarten*, Zürich 1938, S. 19, 140 f. Stephan Kaiser: Die Besonderheiten der deutschen Schriftsprache in der Schweiz, *Duden-Beitrag* 30a, Mannheim 1969, S. 29, mit dem auch hier aufschlussreichen Brief Max Frischs über seinen vom Vorbild Keller so verschiedenen Ausgangspunkt: er suche schweizerische Eigentümlichkeiten nicht zu vermeiden. Für ihn sei das Hochdeutsch eindeutiger «Kunst-Materie» als für einen Reichsdeutschen (was er als Vorteil taxiert). – <sup>6</sup> Z. B.: O. S. Fleissner: Bilder und Gleichnisse in G. K.s Prosawerken, in: *PMLA* 55 (1940), S. 484–510; Günter Jäckel: Das Bild in der Prosadichtung G. K.s (Diss.), Leipzig 1957; Jürgen Rothenberg (G. K.,

Symbolgehalt und Realitätserfassung seines Erzählers, Heidelberg 1976) kommt S. 94 f. auf das Thema Fischesser zu sprechen, versteht aber die von mir weiter unten zitierte Stelle aus der Einleitung des ersten Seldwylerbandes und andere zu ungenau (die Ausgewanderten, die sich «dadurch auszeichnen, dass sie sehr geschickt Fische zu essen verstehen», sind keine gewöhnlichen Seldwyler, wie Rothenberg meint, sondern eben Ausgewanderte, bei denen das von R. angenommene Kriterium Urbanität/Solidarität sinnlos wirkt). Das Schweizerische Idiotikon (bzw. dessen Nachtragsregister, wie man mir am 29. Nov. 1978 freundlicherweise meldete) hilft auch nicht weiter. – <sup>7</sup> Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens ist eine Fundgrube für uralte und neuere Assoziationen, die das Volk mit diesem Lebewesen in Verbindung bringt. Für religiöse und sexuelle Vorstellungen haben Fische, Fischer, Fischen eine immense Rolle gespielt, und in Stith Thompsons grosser Materialsammlung zur Volkskunde (Motif-Index ...) werden auch Spässe über Fischer verzeichnet. Freuds Anmerkungen wirken daneben kärglich. – <sup>8</sup> Vgl. Gerhard Kaiser: Sündenfall, Paradies und himmlisches Jerusalem in Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe, in: *Euphorion* 65/1 (1971), S. 36. Eduard Hitschmann in seiner «Psychoanalyse des Dichters, seiner Gestalten und Motive» (1919) schreibt nichts von Fischen. Wenn seine Erklärung, «Liebeshunger und Esslust werden bei Keller öfters in Parallele gesetzt» (S. 22), stichhaltig wäre, müsste sie sich auf unser Motiv anwenden lassen.